



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Im Schatten Bismarcks. Wenn ein Mann wie Oberstudienrat Gottlob Egelhaaf, der bekannte württembergische Geschichtsforscher, sich entschließt, die biographische Literatur über den Fürsten Bismarck um eine eigene Darstellung zu bereichern, so wird man das Buch — „Bismarck. Sein Leben und sein Werk.“ (Stuttgart, Carl Krabbe Verlag; 1911) — mit einiger Erwartung aufschlagen. Diese aber muß sich begreiflicherweise am meisten gegenüber den Abschnitten geltend machen, die Egelhaaf als Politiker miterlebt, in deren Verlauf er selbst Ansichten und Meinungen verfochten hat. Nähert sich also das neue Bismarckbuch in der zweiten Hälfte bisweilen dem Begriffe des Zeitdokuments, so tritt bei Nachprüfung des Gesamteindrucks die Frage heran, inwiefern unser heutiges Bedürfnis nach Aufklärung getroffen worden ist. Der Verfasser beginnt mit dem Geständnis, seine Arbeit sei, besonders in Einzelteilen mit seinem Herzblut geschrieben. Aber die Hyperbel darf man billigerweise hinweglesen; sie steht nicht isoliert, und schließlich ist uns nachgerade auf wissenschaftlichem Felde der Autor von Temperament lieber geworden als sein ewig hölzerner Kollege.

Ohne Umschweife darf ausgesprochen werden, daß Egelhaafs „Bismarck“ sich in die Reihe der Werke bewundernden Aufblicks zu der vielfältigen Größe des eisernen Kanzlers fügt, und daß es dort einen hervorragenden Platz einnimmt. Stets erfreut es den Deutschen, wieder eine Stimme aus dem Süden des Reiches zu vernehmen, die vom vollkommenen und begeistertsten Verständnis der Mission Bismarcks zeugt. Der schwäbische Historiker aber hat mehr als nur das getan: er würdigt zugleich, und in einer für den Aufbau seiner Schilderung grundlegenden

Weise, die Bedeutung Preußens, des Staates wie des Volkes, für Deutschlands Aufstieg, und er wartet nicht damit bis zu dem Moment, da Bismarck selbst die Leitung der Politik übernimmt. Ehrt die Auffassungsweise, die im Werke herrscht, den Verfasser hoch, ist seine künstlerische Begabung zugleich umfassend genug, um den Leser oft mitzureißen, so kommt doch die notwendige Begleitung hierzu manchmal ins Gedränge. Wo Egelhaaf sich veranlaßt sieht, die historische Kritik anzuwenden, neigt er zur dialektischen Erledigung der Fälle, und man fühlt jedesmal mit den inneren Schwierigkeiten auch seine Unruhe wachsen. Da fällt denn nicht selten die Entscheidung in einer Weise, die Leser mit Vorkenntnissen als Nachspruch empfinden müssen. Den Gegensatz dazu bilden sonderbare Verhohlenheiten. Es wird richtig wiedergegeben, wie der nachmalige erste Deutsche Kaiser am 4. März 1854 Bismarcks politische Ansichten beurteilt hat, — mit dem Zusatz: „Welch eine Auffassung!“ Fast derselbe Ausdruck wird später gegen den Großherzog von Baden angewendet, bei Darstellung von Bismarcks Abschied 1890. Daß dadurch nichts gewonnen wird, ist klar. Vielmehr geht ein Stück Geneigtheit verloren. Wo Widerspruch oder Widerlegung zu erwarten war, läßt man ihn sich auch dann noch gefallen, wenn er sachlich mißlingt; nur durch Absprechen wird das Zutrauen verdorben. — Im ganzen sind die Kapitel, die Bismarcks letzte acht Lebensjahre behandeln, vom Druck der Gegensätze abhängig geblieben und daher unfrei geraten. Das beruht natürlich zum erheblichen Teil auf noch fortwirkenden Umständen und andererseits auf den Mängeln einer vorläufig zu frischen, d. h. lückenhaften und ad hoc ergänzten Überlieferung. Wer vorweg Partei genommen hat, sei es auch aus den besten und männ-

lichsten Motiven, gelangt dann eben nicht weiter als zum Plädoyer. Und er wird immer das glauben, was ihm behagt.

Für den Inhalt des Schlusskapitels aber (Zusammenfassung. Bismarck als Mensch. Seine Stellung in unserer Geschichte) fällt die Erklärung leicht. Es steht wunderbar wenig darin, und das muß seine Ursachen haben. Die eine davon wird vermutlich technischer Natur sein: Egelhaaf schrieb dieses vermeintliche Summar wirklich zuletzt, nachdem er überall schon gesagt hatte, was er dachte. Vorsichtige Stilisten, die diese Gefahr kennen, pflegen ihren geistigen Schwung bei Beginn größerer Darstellungen weise auszunutzen, indem sie das Schlusskapitel sofort niederschreiben und es später, nach Maßgabe der Fortschritte ihrer Anschauungen während der Arbeit, sinngemäß nachredigieren. Erst dann ist die Gewalt des Ausklangs sichergestellt. Hier jedoch kam als zweite Ursache hinzu, daß der Verfasser, im Schatten des Niesen schaffend, nicht mehr aus dieser breiten Zone hinausfand. Schön und kräftig ist an vielen Stellen gesagt worden, was Bismarck für uns tat, und doch hat die Fülle der Geschehnisse bei Egelhaaf etwas bewirkt, was der Kanzler in seinem lieben Platt „verbiefstern“ genannt hätte. Die Geschichte des Schöpfers erfüllt sich nur durch das Zeugnis seiner Schöpfung. Es heißt heute mit feinerem historischen Sinn abwägen, wo die praktischen Wertunterschiede einer so kolossalen Hinterlassenschaft anfangen. Deutschland steht veränderten Realitäten gegenüber. Blicken wir dankbar zu Bismarck empor, halten wir treue Fühlung mit seinem Geiste, so wird uns gerade diese Gesinnung davor bewahren, unter seinen Worten nach Zaubersprüchen für irgendeine Situation oder einen Entschluß zu suchen. Bismarcks Werk fortsetzen bedeutet nicht, ihn freiwillig kopieren wollen, sondern den Mut zur gebotenen Einsicht wachzuhalten und dann frisch auf danach zu handeln. Sein Beispiel ist das Licht, seine Formulierungen bilden den Schatten dazu: eine eigene Welt für uns vermochte er nicht zu schaffen, sondern nur uns mitten hinein an den Platz zu bringen, den dauernd innezuhalten die Aufgabe neuer Arbeit mit neuen Kräften ist.

C. U.

Heeresfragen

Die Einrichtung der „Deckoffiziere“ entspricht durchaus den Verhältnissen und Anforderungen der Marine, die aus der Eigenart des Wesens der Marine und aus der durch ihre Kampfweise bedingten Friedensausbildung und Vorbereitung hervorgehen. Die kleinste taktische Einheit der Marine, das einzelne Schiff ist mit den technischen Errungenschaften des Dampfes und der Elektrizität zu einem so komplizierten Mechanismus geworden, daß die Offiziere, denen die Führung dieser Kriegsmaschine im ganzen und in den einzelnen Teilen obliegt, der tatkräftigen Unterstützung durch technisch besonders vorgebildetes Unterpersonal nicht entbehren können. Diese technische Vorbildung muß sich zum Teil auf Gebiete erstrecken, die neben einer ausreichenden Schulbildung auch eine besondere Befähigung verlangen. Zum Beispiel bezüglich der Steuerleute — wohl die wichtigste Kategorie der Deckoffiziere — muß sich die Vorbildung auf astronomische, physikalische und mathematische Kenntnisse ausdehnen, wie sie für Zwecke des Landheeres überhaupt nie in Betracht kommen. Wir haben also in den Deckoffizieren einen nach Vorbildung und nach Verwendung eigenartigen Berufsstand innerhalb der Marine zu erblicken.

Eine solche Einrichtung auf das Landheer zu übertragen, könnte ich nicht billigen, weil die Voraussetzungen für ihre Verwendung in dem organischen Aufbau der niederen Truppenführung zu Lande fehlen. Soweit zu Lande eine besondere Vorbildung technischer Art usw. und dementsprechende Verwendung in Frage kommt, haben wir jetzt schon den Unteroffizieren die Möglichkeit gegeben, eine höhere Stellung als Feuerwerks- und Zeugoffiziere, Festungsbauoffiziere zu erlangen. Auch würde nichts dagegen einzuwenden sein, wenn noch einzelnen anderen Unteroffizierkategorien eine solche Hebung ihres Standes zuteil werden könnte. Zum Beispiel Ausbildung befähigter Unteroffiziere als Turn- und Fechtlehrer auf der Militärturnanstalt, bei der Kavallerie als Reitlehrer u. a. m. Diesen Unteroffizieren, die nach Ausbildung und Verwendung eine besondere aus dem Rahmen der übrigen Frontunteroffiziere heraus tretende Stellung mit lang-

jähriger Dienstzeit einnehmen würden, hätte man auch eine besondere Charge nebst Titel zu gewähren. Im übrigen aber sollen wir uns sehr davor hüten, zwischen den erprobten Unteroffiziersstand, wie er sich bei der Armee entwickelt hat, und den Offiziersstand eine Vorgesetztenkategorie einzuschieben, die sowohl nach Vorbildung wie nach Verwendungsart nicht in den Führungsorganismus hineinpaßt. — Nun will ich gerne zugeben, daß zum Beispiel mancher Kompagniechef, der lediglich die Ausbildung seiner Kompagnie für die nächste Befestigung im Auge hat, lieber mit altgedienten Feldwebelleutnants arbeiten würde als mit jungen Offizieren, weil er der schwierigeren Aufgabe, die jungen Offiziere zu erziehen und als Führer heranzubilden, sich nicht gewachsen fühlt. Für unsere kriegerische Betätigung und eine wirklich kriegsmäßige Ausbildung kann der junge, frische, wagemutige Offizier mit seinem hinreißenden Einfluß auf die Mannschaft niemals durch ältere Unteroffiziere, nenne man sie wie man wolle, ersetzt werden. Wir haben eben beim Landheer nicht Kriegsmaschinen, die bewegt, geführt und zur Wirkung gebracht werden müssen, sondern Menschen mit starken und schwachen Herzen, wo den psychologischen Imponderabilien eine ganz andere Bedeutung zukommt, als bei dem einzelnen Manne der Besatzung eines Kriegsschiffs. Hier ist die durch eisernen Zwang erreichte und unter dem Druck völliger Abgeschlossenheit auf dem Meere zusammengehaltene Disziplin das Beste und — man kann wohl sagen — einzige Mittel der Erziehung des Mannes zur Pflicht. Beim Landheer, wo bei Infanterie, Kavallerie im Feuergefecht der zerstreuten Ordnung jeder einzelne Musketier und Dragoner selbsttätiger, auf sich selbst angewiesener Kämpfer ist, müssen wir mehr verlangen als die Disziplin. Jedem Musketier muß der Siegeswille im Herzen sitzen, vorwärts zu gehen an den Feind heran, für sich allein entschlossen, während beim Kampf zur See der einzelne Mann an seiner Maschine steht, vom Schiffspanzer und dem

Panzer der Disziplin umschlossen, die auf elektrischem oder anderem Wege übermittelten Befehle seiner Vorgesetzten ausführt, nach dem Willen des Kapitäns, solange das Steuer gehorcht, hier- oder dorthin geführt wird, wohin weiß er nicht; nur eines weiß er, daß er für seine einzelne Person willenlos dem Gesichte des Schiffes zu folgen hat und daß das Meer dem einzelnen kein Entinnen bietet.

Um die Selbsttätigkeit des Kämpfers zu Lande zu wecken und heranzubilden, bedürfen wir einer Führerorganisation, wie sie sich historisch beim Landheer herausgebildet hat. Dem jungen Offizier fallen dabei ganz andere Aufgaben zu als dem jungen Seeoffizier, ebenso wie das Wesen der Marine, ihre Kampfweise und Organisation grundverschieden sind vom Landheer, so daß wir nicht berechtigt sind, Einrichtungen der Marine für das Landheer zu empfehlen, nur weil sie sich dort bewährt haben. J. B. spielt die Gleichartigkeit des Offizierkorps der Truppenteile des Landheeres eine so wichtige und für die Führerziehung geradezu entscheidende Rolle, daß es unmöglich wäre, den Offiziersersatz wie bei der Marine zu regeln, ohne die innere Kraft des Heeres schwer zu schädigen.

Ich weiß nicht, ob ich in meinen Ausführungen verständlich genug war. Was ich meine, ist, daß ich in einer Art „Deckoffizieren“ für das Landheer kein Heil erblicken kann, weil es ein fremdes Reis ist, das dem Boden des Heeres nicht entsproßt. Freilich dürfen wir in der Armee die soziale Entwicklung der Nation nicht negieren. Für unsere Unteroffiziere von heute sorgen wir in dieser Richtung am besten und entsprechen damit auch den Bedürfnissen des Heeres, wenn wir sie, besonders mit zunehmenden Dienstjahren, pekuniär besser stellen und ihre Zivilversorgung nach längerer Dienstzeit bessern. Diese beiden Punkte bleiben die Hauptsache; alle anderen Mittel nützen wenig und sind vielleicht manchmal geeignet, der Armee mehr zu schaden als den Unteroffizieren zu nützen. G.

